

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S.3 Lesetagebuch April bis Juni 2008 [Andrea Herrmann]
S.5 Historisches über das Veilchen [Nora Zorn, Andrea Herrmann]
S.6 Elf gegen schwarzen Ritter (1/2) [Muna Germann]
S.12 Hexen in der Stadt [Karl Farr]
S.13 Das Fest im Garten [Elfriede Camilla Herold]
S.14 Spaziergang mit dem Vater [Thilo Bachmann]
S.15 Michel Foucault schlägt auf eine Hostie ein während drei brennende Kamele vor dem Fenster ihn relativ unbeteiligt dabei beobachten [Johannes Witek]
S.17 Joachim hat schon wieder einen anonymen Drohbrief erhalten
[Susanne Ulrike Maria Albrecht]
S.18 accidentia [Georg Walz]/ Böblingen [David Sailer]
S.19 Bewerbung/ Neues Ziel [mary west]
S.20 Feuer [Friedrich Müller]/ Sehhilfe [Arno Peters]
S.21 Rezension: „Leuchtende Sterne“ von Gerd Egelhof [Andrea Herrmann]
S.22 Wettbewerbe [Andrea Herrmann]

Liebe Leserin, lieber Leser,

die Vorbereitungen des Literaturwettbewerbs zum Thema „Brücken“ laufen. Einsendeschluss für Ihre Beiträge in den Bereichen Kurzprosa und Lyrik ist der 15.12.2008. Im Wettbewerbs-Teil dieser Ausgabe (letzte Seite) finden Sie die Details zur Ausschreibung. Ich habe auch eine Pressemitteilung erstellt, die ich Ihnen gerne zum Weitergeben zusende.

Die GewinnerInnen des Wettbewerbs werden dann in der 25. Ausgabe (April 2009, d.h. 6 Jahre nach der ersten „Veilchen“-Ausgabe) veröffentlicht.

Ich freue mich schon auf viel Lesefutter zum Thema „Brücken“! **J**

Andrea Herrmann

Titelbild: „blauer Vogel“ von Esther Bystrek

Alle Rechte bei den Autoren. Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 2,50 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Hasenstr. 5, D-67659 Kaiserslautern oder per E-Mail: veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch zum Herunterladen auf der Webseite:

www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html

Lesetagebuch April bis Juni 08

Die letzten drei Monate brachten mich besonders zwei Bücher zum Grübeln über Gut und Böse: „Der Teufel kommt um vier“ und der „Herr der Fliegen“.

In einer Nacht von Freitag auf Samstag habe ich bis morgens um zwei – also bis zum bitteren Ende – doch noch Interesse gefunden an einem Buch, das ich schon lange angefangen hatte. „*Der Teufel kommt um vier*“ von Max Catto wurde unter demselben Titel auch verfilmt, in den Hauptrollen Spencer Tracy und Frank Sinatra. Den Film habe ich nicht gesehen, doch bin ich sicher, dass nur ein Buch das schmerzhafteste Spiel mit den Perspektiven, das Catto den Leserinnen und Lesern antut, so treiben kann. Zwar weiß man von Anfang an, wer den Vulkanausbruch überleben wird und wer auf der Insel bleibt, doch rätselt man bis zum Schluss, in welcher Konstellation die Hauptfiguren stehen werden, wenn der letzte Vorhang fällt und die Pazifikinsel Taluha untergeht. Um es gleich zu verraten: Die leprakranken Kinder, der Arzt und die Krankenschwestern aus dem Heim direkt am Vulkankrater werden gerettet. So weiß man von Anfang an, dass des Priesters Gottvertrauen und Heldenmut nicht vergeblich sein werden. Und doch zwingt uns der Autor nacheinander in die Perspektive von drei Erzählern, die alle Pater Doonan, dessen Fallschirmabsprung, Rettungsaktion und seinen Glauben für irre halten. Ich habe diesen Hohn nicht gerne gelesen, eher mit dem Schauer, mit dem man in ein Terrarium starrt, in dem ein Skorpion mit aufgerichtetem Stachel sitzt. Die Sichtweise des selbstzufriedenen feigen LKW-Fahrers oder des eiskalten Hubschrauberpiloten mochte ich nicht annehmen. Und das sollte ich hoffentlich auch nicht. Beide sind egoistische Menschenverächter. Im letzten Drittel berichtet der Arzt von der Rettungsaktion. Er ist ein Zyniker, auch er zweifelt an des

Priesters Verstand, jedoch mit der Nachsicht und Bewunderung des alten Mannes, der zu erschöpft und verängstigt ist, um einen Stärkeren zu zerfleischen. Natürlich benimmt sich der Pater in seiner verzweifelten Sorge um das Kinderheim am Rande des Vulkans sehr emotional, insbesondere im Gegensatz zu dem die Evakuierung organisierenden Militär und den sich an ihre Koffer und Kisten klammernden Kolonisten. Andererseits wissen wir Leser ja mehr als die Personen des Romans: Des Paters Gottvertrauen ist nicht umsonst. Spannend und fraglich bleibt eher bis zum Schluss, wie naiv oder klug sein Vertrauen in drei Totschläger ist, die mit ihrer Morallosigkeit sogar kokettieren. Diese Frage steht stellvertretend für die nach dem Guten im Menschen überhaupt, die zentrale Frage des Buchs. Jedoch verweigert der Autor eine eindeutige Antwort. Der Übergang bleibt fließend. Der LKW-Fahrer und der Pilot haben kein Verbrechen begangen, haben sich der Lage entsprechend korrekt verhalten. Und doch war ihr Herz voller Verachtung und sie haben sich aus aller Verantwortung gestohlen, indem sie auf Befehle warteten. Am Rande des Lavastroms, im Hagel von Tuffsteintrümmern, in einer vom Waldbrand eingeschlossenen Höhle hält der Glaube des Priesters alle auf den Beinen, treibt sie weiter, wo sie aufgeben wollen. Doch die Stimmung aller anderen schwankt. Derselbe Mann lässt die Gruppe im Stich, trägt trotz eigener Verletzung ein Kind auf dem Rücken, verführt ein Mädchen, schmiedet Heiratspläne und wagt sein Leben für das seiner Freunde. „Ich werde nicht schlau aus diesem Menschen“, seufzt die Oberschwester mit der anrühenden Vergangenheit. Gut und Böse vermischen sich in diesem Buch verwirrend realistisch.

William Goldings „*Herr der Fliegen*“ ist eine Robinsonade aus dem Jahr 1954. Eine von den pessimistischeren. Stilistisch exzellent, darüber brauche ich bei einem Nobelpreisträger keine Worte zu verlieren. Die Ähnlichkeit zu Jules Vernes „*Deux ans de vacances*“ von 1888 springt ins Auge. Die Hauptpersonen bedienen in beiden Romanen dieselben Klischeés, die sich im Übrigen in der Jugendliteratur bis heute erhalten haben: Da gibt es den linkischen Dicken mit der Brille, der allerdings sehr klug ist. Zwei verfeindete Mächtegern-Anführer rangeln um die Führerschaft. Und auch Zwillinge sind sehr beliebt. Nur der schwarze Schiffsjunge von Verne, der hauptsächlich zu kochen und ansonsten den Mund zu halten hat, ist aus der Mode gekommen. In beiden Romanen verschlägt es eine Gruppe Jungen auf eine einsame Insel. Keine Erwachsenen sind weit und breit. Was erwarten wir, wie sie da leben? Gerade wenn die Gestrandeten junge Kinder sind, erwartet man, den unverbogenen Urzustand des Menschen zu beobachten. Ist der Mensch von Grund auf gut, werden die Kinder in Frieden und glücklich miteinander leben. Ich kenne keine Robinsonade, die so ausgeht. In denjenigen Geschichten – wie beispielsweise in „*Cast away*“ – wo der „Robinson“ allein auf einer Insel haust, lebt er zwar größtenteils in Frieden, jedoch keinesfalls glücklich. Im „*Herr der Fliegen*“ gibt es Sechsjährige, die hauptsächlich an Spielen und Essen denken. Doch auch sie werfen einander Dreck ins Gesicht und zertrampeln Sandburgen, wenn auch diese Kriege nicht länger als wenige Minuten dauern. Und sie kennen keine Strategie, um die Angst vor wilden Tieren und die Furcht vor der Nacht zu kontrollieren. Ganz anders die

Zwölfjährigen. Statt sich wie bei Jules Verne selbst zu organisieren, Unterricht durchzuführen und sich so gut einzurichten, so dass sie zwei Jahre überleben und sogar Piraten besiegen können, nimmt die Geschichte bei William Golding einen weniger idyllischen Verlauf. Hier braucht es keine Piraten, um das Paradies durch Brutalität zu vergiften. Dabei leiden die Jungs auf der Insel keinerlei existenzielle Sorgen: Es gibt klares Wasser und Früchte genug, das Wetter ist meistens perfekt, gefährliche Tiere sind unbekannt, ihre Hütten bieten genügend Schutz vor Unwetter. Trotzdem schleicht die panische Angst vor Riesenschlangen und Ähnlichem durch die kleinen Köpfe, es wird darum gerangelt, wer gerade sprechen darf, und vor allem, wer die Gruppe führt. Die Konkurrenz zwischen Ralph und Jack spaltet die Gruppe in zumeist ungleiche Teile. Mit Jacks Jagdglück wendet sich das Blatt: Sobald er das erste Schwein tötet, hat Jack zwar seine Unschuld verloren, jedoch den Konkurrenzkampf gewonnen. Immer kleiner wird die Schar derer, die das Feuer füttern, das vorüber ziehende Schiffe auf sie aufmerksam machen soll. Bis es erneut erlischt, weil seine Hüter ganz andere Sorgen haben. Die Jäger sind zusehends verwildert, nicht nur ihre Kleidung, die langen verfilzten Haare und die Salzkrusten auf der Haut. Etwas Böses ist freigesetzt worden, das Ralph einkreist und zu Tode zu hetzen droht. Das Happy End des Romans ist kein wirkliches, weil zu viel geschehen ist, das man nicht mehr rückgängig machen kann. Zurück bleibt ein bitterer Geschmack. Ist der Mensch wirklich so schlecht?

Andrea Herrmann

Historisches über das Veilchen

Da das Veilchen in der Romantik ein beliebtes Blümchen war, verwundert es nicht, dass unsere Zeitschrift dort Vorgänger hat. Nora Zorn hat hierzu recherchiert. Das geduckte, dezent gekleidete, aber doch hübsche Blümchen galt den Romantikern als ein Symbol für die Tugenden Bescheidenheit, Demut und Zurückhaltung, die ja für SchriftstellerInnen gar nicht verkehrt sind. Diese Symbolik motivierte auch die Namenswahl unserer Zeitschrift. Das Ziel bestand von Anfang an darin, unbekannte Literatur zu fördern, die zu Unrecht wie das hübsche Veilchen von größeren, auffälligeren Pflanzen überschattet wird. Die Zeitschrift selbst muss auch nicht unbedingt wie ein Rosenbusch in der Mitte des repräsentativen Rasens eines Bestsellerschlosses stehen oder wie der Goldregen die Herrschaft über den Literaturpark an sich reißen, sondern darf ruhig beständig bescheiden bleiben. Drei historische Vorgänger unseres „Veilchens“ lassen sich finden. Zunächst gab es ein Gedicht mit dem Titel „Das Veilchen“ von Goethe, das auch von Mozart vertont wurde. Hierbei handelt es sich um eine ungleiche Liebesgeschichte: Das Veilchen verliebt sich in eine junge Schäferin und träumt davon, von ihr an den Busen gedrückt zu werden. Die Holde jedoch übersieht die kleine Blume und zertritt sie, ohne es zu bemerken. Man erzählt die Anekdote, Goethe habe in seinen Rocktaschen Veilchensamen getragen und ihn in Weimar verstreut, um die Welt zu verschönern. Zum Zweiten gab es eine Zeitschrift „Das Veilchen“, die aus dem „Kreis der Empfindsamen“ hervor ging. Dieser Kreis, der sich 1771 um die Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt (1721-1774) geschart hatte, gab eine Zeit lang dieses Heftchen heraus, mit eigenen Gedichten der Gruppe. Landgräfin Caroline galt als eine der geistreichsten Frauen des Rokoko

und der Aufklärung, Wieland nannte sie die „Königin von Europa“, Goethe und Herder sprachen von der „Großen Landgräfin“.

Zum Dritten gab in Österreich der Buchholz Verlag Wien einen jährlichen Almanach heraus, dessen 14. Jahrgang von 1831 und 34. Jahrgang (1851) heute noch (für 140€) über das Internet antiquarisch erhältlich sind: „Das Veilchen. Ein Taschenbuch für Freunde einer gemüthlichen und erheiternden Lectüre.“

J. W. Goethe „Das Veilchen“

Ein Veilchen auf der Wiese stand
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herzig's Veilchen.

Da kam ein' junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munter'm Sinn
Daher - daher, die Wiese her und sang.

Ach, denkt das Veilchen wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach nur ein kleines Veilchen!

Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an den Busen matt gedrückt,
Ach nur, ach nur ein Viertelstündchen
lang.

Ach - aber ach, das Mädchen kam
Und nicht in acht das Veilchen nahm,
Zertrat das arme Veilchen.

Es sank und starb - und freut sich noch:
Und sterb ich denn, so sterb ich doch durch
sie,
Durch sie, zu ihren Füßen doch.

Das arme Veilchen,
Es war ein herzig's Veilchen.

Nora Zorn, Andrea Herrmann

Elf gegen schwarzen Ritter

Manchmal denke ich, ich spinne. Und dann wieder beruhige ich mich damit, dass ich mehr wahrnehme als andere. Oder eine lebhaftere Phantasie habe. Als ich an jenem Samstagnachmittag im Mai an meiner Lieblingseiche im Wald auf einem bemoosten Findling saß, fühlte ich mich wieder beobachtet, wie immer an diesem magischen Ort. Aber: Es sind gute Wesen, die ihren Blick auf mir ruhen lassen. So bin ich nicht allein. In der Stadt, unter den Menschen, dort bin ich es. Niemand beachtet mich.

An jenem Tag wollte ich Klarheit. Da kribbelte der Blick von irgend jemandem auf meinem Rücken, ich wandte mich um und sah natürlich nur Bäume. Licht schimmerte grünlich zwischen den Blättern hindurch auf das unbewegte Laub.

„Ich weiß, dass du da bist!“ rief ich in die Stille des Waldes hinein. Keine Antwort, obwohl ich lauschte. Nicht einmal ein Mäuschen huschte fort, oder eine Eichel von vorigem Herbst fiel überreif zur Erde. Nichts.

Ich versuchte es erneut: „Findest du es nicht ungerecht, dass du mich ständig siehst und ich dich nicht?“

Atemlose Stille. Weil aller guten Dinge drei sind, rief ich: „Du willst mich ansehen, aber nicht mit mir sprechen. Geht deine Neugier nicht weiter?“

Und da stand er, als habe meine Einbildung ihn erschaffen: ein Elf! Mir stockte der Atem. Er war so schön, so schön! Aus einem makellosen weißen Gesicht sahen mich große dunkle Augen an, langes blondes Haar fiel ihm fast bis zur schmalen Hüfte, seine Beine steckten in röhrenförmigen grauen Hosen, so dass sie wie Eschenstämme aussahen. Rotbraune leichte Lederschuhe trug er, und ging jetzt lautlos auf mich zu. Ich hätte weinen können vor Freude.

Seine Augen verrieten kein Gefühl. Er trat vor mich, ging in die Hocke und sagte sanft: „Doch, meine Neugier geht weiter.“ Dann lächelte er, und es steckte mich an.

Seine dunklen Augen sogten mich an wie ein tiefer Brunnen.

„Das ist schön“, sagte er. „Du kannst also doch lächeln.“

Und als ich nicht antwortete, fuhr er fort: „Du sitztst hier immer so alleine und traurig.“

„Nicht nur alleine, sondern einsam“, antwortete ich, und mein Hals kratzte.

„Warum hat du keine Menschen-Freunde?“

Ich zuckte die Schultern. Und: Was wusste er schon von mir?

„Annabel“, sagte er.

„Woher kennst du meinen Namen?“

Er lachte. „Er steht an deinem Hals!“

Ich fasste hin. Die Kette hatte ich ganz vergessen.

Er hielt die Hand darüber. Mir wurde ganz warm.

Er schloss die Augen und flüsterte: „Eine Erinnerung an einen sonnigen, sorglosen Ort. Oh, das ist im Süden! In der Nähe des Meers.“ Er lächelte. „Ich kann das Rauschen hören. Der Schmuck liegt auf einem samtbezogenen Tisch, dahinter ein runzeliger alter Händler mit seiner kleinen Enkelin.“ Sein Gesicht wurde ernst. „Und eine traurige Frau. Deine Mutter. Sie hatte Streit. Oh nein, sie hatte Streit mit DIR!“ Er sprang auf. „Warum hast du das getan? Du bist böse gewesen, sehr böse!“

„Nein, war ich nicht!“

„Doch, warst du!“

„Aber sie war zuerst gemein zu mir. Sie hasste mich schon, als ich noch ein Baby war, immer, immer, immer!“

„Ach, seid Ihr Menschen dumm!“ rief er. „Meine Neugier ist gestillt, alles was sie mir über euch gesagt haben, ist wahr!“

Wütend stapfte er davon, und ich fürchtete, dass er im nächsten Moment mit einem Baum verschmelzen werde und für immer fort sei.

„Bleib!“ rief ich verzweifelt.

Er blieb stehen, wandte sich um. Eine seiner Augenbrauen zog er fragend in die Höhe.

„Können wir nicht trotzdem Freunde sein?“ bettelte ich.

„Freunde?“ fragte er erstaunt. „Freunde!“ rief er noch mal. „Elfen und Menschen befreunden sich niemals.“

„Aber wir könnten es trotzdem tun.“

„Nein, du machst mir Angst.“

„Ich dir? Aber du bist doch viel mächtiger und stärker als ich! Wenn jemand Angst haben muss, dann ich vor dir.“

Er schlug sich an die Stirn und ging. Er löste sich nicht in Luft auf, verschmolz nicht mit einem Baumstamm oder etwas in dieser Art, sondern ging einfach zwischen den Baumstämmen hindurch und war irgendwann meinem Blick verdeckt.

Und ich wagte nicht, ihm nachzulaufen und ihn erneut um seine Freundschaft zu bitten.

Die folgenden Wochen fühlte ich mich noch einsamer als zuvor, da ich nun wusste: Da war ein wunderbares Wesen neugierig auf mich gewesen und hätte mir vielleicht seine Freundschaft geschenkt, wenn es nicht in meinem Herzen so viel Schlechtes gesehen hätte. Ich hasste mich noch mehr als zuvor, weil ich nun glaubten musste, an meiner Einsamkeit sei ich alleine schuldig.

Dann wieder war ich wütend über diesen dummen Elf, der mich missverstanden hatte wie so viele. Der nicht sah, wie gemein meine Eltern zu mir waren, so dass mir nichts anderes übrig blieb, als sie fern zu halten. Was wusste er schon davon, was schlechte Menschen aus einem machen können? Wahrscheinlich waren seine Eltern und alle anderen Elfen immer nur nett zu ihm.

Und abends, wenn ich allein im Bett lag, sah ich wieder seine dunklen Augen, die schlanken Beine, die sehnigen Arme, und ich sehnte mich danach, an seine Brust zu sinken, meine Wange an seiner zu reiben. Er war der schönste Mann der Welt, und er war neugierig auf mich gewesen!

Obwohl ich an seiner Abweisung litt, vernachlässigte ich über das Träumen von ihm den schwarzen Ritter. Den schwarzen

Ritter gibt es nur in meiner Phantasie. Er kommt immer zu mir, wenn ich einsam bin und redet mit mir. Normalerweise trägt er weder Rüstung noch Schwert, sondern irgendwelches schwarzes Zeug. Aber ich weiß trotzdem, dass er ein Ritter ist.

Jetzt saß er oft schmollend auf meinem Schreibtisch und baumelte mit den Beinen. Manchmal bohrte er sogar in der Nase.

„Lass das!“ rief ich ein Mal, als ich morgens grübelnd im Bett lag, bevor der Wecker läutete.

„Du beachtest mich nur noch, wenn ich in der Nase bohre. Ist das nicht erniedrigend?“

„Ich muss eben nachdenken!“

„Über wen denn, über wen denn? Ist das vielleicht Dank? Jahrelang war ich dein bester Freund. Dein einziger Freund, muss ich leider betonen. Ich habe dich genommen, wie du bist, habe dich aufgemuntert und dich ermutigt. Und so dankst du es mir? Jetzt träumt sie von einem anderen! Das ist die Krönung, nachdem du jahrelang nicht mal meinen Mut von mir angenommen hast. Du hast mich immer nur enttäuscht.“

Ich zog das Federbett über den Kopf. Jetzt fing er auch noch an!

Er zog mir die Decke wieder weg und fuhr fort: „Und da wir schon dabei sind, ehrlich miteinander zu sein: Du nervst! Immer bist du schlecht gelaunt, und wenn ich dir Mut mache für irgend etwas, versagst du trotzdem. Kannst du dich nicht mal am Riemen reißen?“

„Du nervst auch, und gut gelaunt bist du auch nicht immer!“

„So würdest du mit ihm nicht sprechen! Mit diesem Sensibelchen von Elf. So ein Milchgesicht, ein blondes Engelchen. Ha, und so sensibel! Läuft vor Annabel fort, weil sie böse ist! Natürlich ist sie böse! Ich bin auch böse. Alle Menschen sind böse im Vergleich zu einem Elf!“

Ich lachte. „Danke, das ist lieb.“

„Und noch eins!“ Er hob den Finger und fuchtelte damit herum. „Versuch´ nie wieder, mich zu hintergehen. Ich weiß genau, was in deinem Kopf vor sich geht und an wen du denkst!“

„Das ist doch das Schöne bei uns beiden.“
„Lüg´ nicht!“
„Du bist doch mein allerbestester Freund!“
„Ja, weil du mich so schlecht behandeln kannst, wie du willst. Ich komme immer wieder.“
„Warum eigentlich?“
„Willst du jetzt Minnelieder hören? Lobgesänge? Oh, dafür musst du mich besser bezahlen, fürstlich! Mir fällt sonst nämlich gar nichts ein!“
„Du bist schrecklich!“ Ich holte mit einem Kissen aus, warf aber doch nicht. Ich traf ihn nie, er war viel zu flink. Und am Ende kamen nur meine Eltern herein und fragten dumm, was hier für ein Lärm sei.
„Genau!“ stellte der freche Kerl fest. „Und dann erzähl denen mal, dass du Besuch von einem schwarzen Ritter hast.“
„Schurke!“
„Und noch eins: Wenn du so deinen Milchbubi behandeln würdest, der würde gleich heulend davon laufen. Das merk dir nur! Nun, mit wem bist du besser dran?“
„Mit dir natürlich!“
Und schon beugte er sich über mich, gab mir einen sanften Kuss auf die Stirn, zog mir die Decke bis zum Kinn und schlich sich hinaus. Ich seufzte und schlief wieder ein, bis der Wecker schrillte.

Aber zufrieden war ich trotzdem nicht. Die Freundschaft mit dem schwarzen Ritter, die war schön. Ich konnte wirklich so eklig zu ihm sein wie ich wollte und nichts nahm er mir krumm. Er stand immer auf meiner Seite. Aber irgendetwas fehlte. Ich weiß, es ist undankbar, wenn es einem nicht genügt, so gemocht zu werden, wie man ist. Aber manchmal dachte ich, ich hätte mich in den letzten Jahren verändert, und der alte Freund passte nicht mehr zu mir. Er ändert sich nämlich nie. Vielleicht wollte ich gar nicht mehr gemein sein, vielleicht nicht mal zu ihm, der es mir nicht übel nahm. Aber dann verfielen wir in den alten Ton und sprachen miteinander wie die Assos vom Block gegenüber, und ich schämte mich. Meine Eltern waren auch Assos, und eigentlich sollte ich nicht so sein wie sie.

So brütete ich eines Abends vor mich hin, auf meinem Bett sitzend, die Knie angezogen und den schweren Kopf aufgelegt, als der schwarze Ritter herein kam.

„Auauau“, machte er. „Das sieht nicht gut aus. Hallo?“

Er beugte sich über mich. Ich lächelte ihn müde an.

„Was ist los?“

„Meinst du nicht, dass wir etwas ändern sollten?“ fragte ich ernst.

„Oh Gott!“ rief er und fasste sich mit beiden Händen an die Brust, wobei er das Gesicht vor Schmerz verzerrte. Er taumelte rückwärts und ließ sich auf meinen Schreibtischstuhl fallen.

„Oh Gott, sie will etwas ändern! Sicher wird sie mich töten!“

Ich musste lachen. „Nein, so schlimm ist es nicht. Mir ist nur aufgefallen, dass wir uns die ganzen Jahre über immer im selben Ton unterhalten. Aber ich bin erwachsen geworden, vernünftiger, sensibler.“

„Wirklich?“ Er rümpfte die Nase. „Ist mir gar nicht aufgefallen.“

„Ich habe mich wenigstens bemüht, mich zu verändern.“

„Aber niemand hat etwas davon bemerkt.“ Ich schlug auf das Federbett. „Scheißegal, ob ich mich verändert habe oder es mir nur einbilde! Jedenfalls will ich mich verändern!“

„Fein“, sagte er. „Und was willst du werden?“

„Ich weiß es nicht“, log ich.

Jetzt war er ganz ernst. „Daher weht also der Wind. Du denkst noch immer an den Elf und fragst dich, wie du so werden kannst, dass er dir vertraut.“

„Ja.“

„Was ist denn so Besonderes an diesem Elf, dass du so werden willst, wie er sich wünscht, dass ein Mensch sein solle?“

„Weil ich glaube, dass mich dann die Menschen auch mögen werden. Ich glaube, er hat in mir entdeckt, was ich selbst nicht wahr haben wollte und was der Grund ist, warum bei mir seit Jahren alles schief läuft. Niemand mag mich, und daraus folgen doch die anderen Probleme alle.“

Er rieb sich mit der Hand den Dreitagebart.
„Meinst du wirklich?“
„Du hast viel zu viel Verständnis für mich gehabt. Das war gar nicht gut für mich. So war ich nicht gezwungen, mich zu ändern und zu bessern.“
Er setzte sich zu mir, aber ich wagte nicht, ihn anzusehen. Er sagte: „Meinst du wirklich? Habe ich alles falsch gemacht? Und ich dachte, ich gebe dir, was du brauchst.“ Seine Nähe fühlte sich so real an als könne ich mich jederzeit an seine Schulter lehnen.
„Genau das habe ich ja auch gebraucht. In dem Moment als du zu mir gekommen bist.“
„Als du auf dem Balkon auf der weißen Bank saßst und über alles nachdachtest, sogar Selbstmord.“
„Und dann bist du aus dem Reich der Phantasie zu mir gekommen, um mich zu retten. Um mich in die Arme zu nehmen, mein einziger und bester Freund zu sein. Der einzige Mensch, der nicht ständig an mir herumrörgelt und Dinge von mir fordert, die ich gar nicht tun kann.“
„Und was ist jetzt anders? Mag dich jemand so wie du bist? Rörgeln sie nicht ständig an dir herum? Bist du so, wie sie es sich wünschen?“
„Doch“, seufzte ich. „Es ist immer noch gleich. Aber gerade das macht mir ja Sorgen. Was ist, wenn ich auf dem Holzweg bin? Wenn sie mich zu Recht nicht mögen?“
„Und was hilft es dir, es so zu sehen?“
„Ich muss endlich mal ernsthaft darüber nachdenken, was mit mir nicht stimmt.“
„Ich dachte, mir dir stimmt alles. Ehrlich, sonst hätte ich doch mal was gesagt. Dein Fehler ist einfach nur, dass du dich nicht so nimmst wie du bist. Du machst nicht das Beste aus dir, und deine ständige Selbstzerfleischung kostet dich alle deine Kraft.“
„Du bist nicht der Richtige für mich“, sagte ich in plötzlicher Erkenntnis. „Du tust mir nicht gut.“
„Du willst mich also doch töten. Oder zumindest loswerden.“ Er klang traurig,

obwohl eine Phantasiegestalt doch nicht wirklich sterben kann.
„Weiß nicht. Ohne dich habe ich niemanden mehr.“
„Und was kann ich jetzt tun?“
„Was ist denn so schlecht an mir? Bin ich wirklich böse? Muss man mich fürchten?“
„Ich verstehe nicht, was in diesen Elfen gefahren ist. Ich finde dich in Ordnung und habe auch keine Angst vor dir.“
„Weil wir beide ähnlich sind. Was meinst du?“
„Bestimmt sind wir ähnlich. Ich sage dir doch immer, dass in dir eine kleine Kämpferin steckt.“ Er boxte mich in die Seite, aber heute munterte mich das nicht auf.
„Vielleicht ist es gar nicht gut, ständig Krieg gegen die ganze Welt zu führen.“
„Ich sehe nicht, was du meinst.“
„Eben, das ist es ja! Du bringst mich gar nicht voran, du bist keine Hilfe.“
„Aber du hast mich doch so erträumt. Ich bin genau so wie du mich wolltest. Das verstehe ich nicht!“
„Ich weiß doch auch nicht immer, was gut für mich ist!“
Er atmete tief. Ich sah ihn an und wartete, was er dazu sagen würde. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Stell dir mal vor, ich wäre ein echter Mensch! Ich würde die Türe knallend hinauslaufen und nie wieder mit dir sprechen. Überall würde ich gegen dich hetzen und dir das Leben zur Hölle machen.“
„Ich weiß.“
„Ich bin doch der beste Freund, den man sich vorstellen kann. Ich nehme einfach gar nichts übel.“
„Ja, ich weiß.“
Danach schwiegen wir beide.
„Ich gehe dann am besten“, sagte er traurig.
Ich schluckte schwer. „Ich habe mich so daran gewöhnt, jemanden zum Reden zu haben. Und was mache ich, wenn du fort bist?“
„Dann redest du mit deinem Spiegelbild oder deinem Teddybär, was weiß ich.“
Sollte unsere jahrelange Freundschaft wirklich so enden?

„Das ist nicht das selbe.“
„Soll ich dir auch noch helfen, von mir los zu kommen?“
„Vielleicht kannst du dich mit mir ändern.“
„Ich und ändern?“ rief er entrüstet.
Und dann mussten wir beide lachen. Er warf sich auf die Bettkante.
„Na gut, ich gebe zu“, sagte er, „dass ich mich auch nicht gerne ändere. Vielleicht klammere ich mich an deine kleinen Bösartigkeiten, weil ich mich schon so an sie gewöhnt habe. Mag sein, dass ich wirklich ein schlechter Freund bin, weil ich nicht will, dass du dich änderst. Aber wenn du das willst. Ich meine, ich habe immer so getan als wolle ich, dass du dich änderst, aber letztlich wollte ich eine kleine schwarze Ritterin aus dir machen. Und jetzt willst du das gar nicht. Das muss auch OK sein in einer Freundschaft. Ist es das?“
„Ja.“ Ich lächelte ihn an, und er lächelte zurück, so dass ich nicht anders konnte als ihm seinen Dreitagebart zu kraulen. Er umarmte mich, und ich fühlte seine Hände auf meinem Rücken.
Gleichzeitig stellte ich mir den Elf vor. Der schwarze Ritter drückte mich noch stärker und flüsterte: „Vielleicht muss es so sein.“
Als wir uns voneinander lösten, hatte er Tränen in den Augen. Er lächelte aber tapfer.
„Jetzt wird sie wohl erwachsen“, scherzte er.
„Meinst du?“
Er nickte. So genau hatte ich ihn mir nie angesehen. Er und der Elf, wie unterschiedlich sie waren! Wie Tag und Nacht, wie Nebel und Gewitterwolken, wie Schneeflocken und Wolkenbruch.
„Dann will ich mal versuchen, ein richtig guter Freund zu sein und über das nachdenken, was ich sage und tue. Gute Nacht!“ Damit ging er. Durch die Wand oder so, ich weiß das nicht, und es interessiert mich nicht, weil er ohnehin nirgendwo hingeht, sondern nur verschwindet.

Bis zum Wochenende musste ich noch aushalten, dann wollte ich wieder am

Samstagnachmittag in den Wald gehen, an die selbe Stelle und auf den Elf warten.
Am Mittwochmorgen fiel mein Blick im Badezimmerspiegel auf die Kette mit meinem Namen. Sie war unecht, obwohl meine Mutter gesagt hatte, sie sei aus reinem Gold. Hatte angeblich der Händler gesagt, aber meine Mutter kann gar kein Spanisch und wird sowieso dauernd übers Ohr gehauen. Jedenfalls rieb sich das Material schon ab, und es kam unter der dünnen Falschgoldschicht schon irgendetwas Silbriges hervor, was ganz sicher auch kein echtes Silber war. Womöglich zeigte sich darunter sogar noch weißer Kunststoff, wenn ich die Kette lange genug trug. Das Material war so falsch wie der schöne Schein und die Urlaubserinnerungen. Wir waren gar keine richtige Familie, niemand hatte den anderen lieb, und an diesem Urlaub hatte mich jeder Tag enttäuscht. Ein Mal holte ich mir einen Sonnenbrand, dass ich einen Tag lang im Hotelzimmer bleiben musste. Dann ging die Dusche kaputt, und niemand kam, um sie zu reparieren. Papa fing sich eine Darmgrippe und war tagelang noch schlechter gelaunt als sonst. Und Mama zerrte mich ständig durch irgendwelche Souvenirläden, und ich musste mir diesen Kitsch zum dritten Mal ansehen. Aber ich wollte auch nicht alleine etwas unternehmen, denn ich kannte niemanden und wollte diese seltsamen Leute, die bei uns im Hotel wohnten, auch alle nicht kennen lernen. Na gut, vielleicht sah ich das alles nur so, weil ich bösartig war.
Da ging die Badezimmertür auf, Mama sah meine Hand auf der Kette liegen und sagte lächelnd: „Das war ein schöner Urlaub, nicht? Immer wenn ich die Kette sehe, denke ich daran. Es freut mich, dass wir die Waschmaschine so billig gebraucht kaufen konnten. Sonst hätten wir uns den Urlaub gar nicht leisten können.“
Ich sah ihr Gesicht und wollte ihr weh tun. Dafür, dass sie mir diese blöde Kette gekauft hatte, die nichts wert war und schon hässlich wurde, dafür dass sie all das Blöde an dem Urlaub einfach vergaß, dafür dass sie so verlogen war, dass sie

gebrauchte Waschmaschinen kaufte und all diese Peinlichkeiten. Und dann dachte ich an die traurigen Augen des Elfs, und sagte spontan: „Hab ich mich eigentlich damals dafür bedankt?“

Irgendwie klang es nicht so locker und ehrlich wie beabsichtigt, eher wie einstudiert, und ganz schlecht sogar.

Mama stutzte. Sie war auch keine gute Schauspielerin. Ich sah ihr an, dass sie sich sehr gut erinnerte, dass ich es nicht getan hatte, und jetzt wurde mir erst klar, dass sie es bemerkt und es sie verletzt hatte. Aber sie tat trotzdem so als müsse sie erst nachdenken und sagte dann: „Nein, hast du vielleicht nicht, aber das ist auch nicht so schlimm. Eltern machen nun Mal Geschenke.“ Es klang aber doch beleidigt, und zum ersten Mal wurde ich nicht wütend, weil sie mich belog. Weil ich die Gefühle dahinter sah und dass sie auf meine Rücksicht nehmen wollte. Und mir wurde plötzlich heiß in der Augengegend, und ich vergaß vor all diesen neuen Gedanken fast zu sagen: „Danke noch für die Kette. Und für den Urlaub.“ Und mir fiel noch mehr ein, für das ich ihr hätte danken können, aber ich wollte es nicht übertreiben, und außerdem wollte ich, dass sie mich allein ließ, bevor ich zu heulen anfing.

„Na, dann geh ich wieder“, sagte Mutter langsam als wolle sie eigentlich lieber weiter mit mir reden.

„Wir können ja ein andermal quatschen“, sagte ich. „Ich muss bald los.“ Das stimmte zum Glück.

Sie nickte und schien sich zu freuen.

Oh Gott, über so etwas freute sie sich dermaßen? War ich wirklich immer so gemein zu ihr gewesen, dass dieses bisschen Höflichkeit sie schon froh machte?

Ich sah in den Spiegel, fand dort aber kein Monster. Nur die ganz normale Annabell, so griesgrämig, wie sie immer guckte, weil alle so gemein zu ihr waren.

„Du bist ganz schön blöd!“ sagte ich zu meinem Spiegelbild und streckte ihm die Zunge raus.

Auf dem Schulweg stellte ich mir vor, dass es ganz nützlich wäre, wenn der schwarze Ritter jetzt hier wäre. Dann könnte ich ihm gleich von meinen neuen Erkenntnissen erzählen, und er wäre auf dem aktuellsten Stand.

„Hier bin ich“, sagte er.

Ich wandte mich um. Da ging er tatsächlich neben mir!

„Keine Panik“, kicherte er. „Niemand kann mich sehen, außer dir.“

„Ich dachte, du kommst immer nur zu mir nach Hause.“

„Weil du mich immer nur dort herbei wünschst. Ich könnte den ganzen Tag bei dir sein, hab ja sonst nichts zu tun.“

„Wahrscheinlich würde mich das zu sehr von allem anderen ablenken.“

„Aber erzähl. Was gibt es für Neuigkeiten?“

„Ich glaube, ich bin wirklich böse.“

„Im Ernst?“ Er klang belustigt.

„Ja.“

„Wie kommst du darauf?“

„Ich habe meiner Mutter weh tun wollen. Ich war so wütend auf sie, auch wegen Dingen, für die sie gar nichts kann. Sie ist eben so wie sie ist.“

„Aha?“ machte er.

„Verstehst du nicht?“

„Nein. Ich dachte, deine Eltern SIND böse und gemein und verdienen es, dass du dich wehrst?“

„Ja, schon, aber... manchmal tue ich doch mehr als mich zu wehren. Manchmal greife auch ich an. Ich könnte schon ein wenig netter sein.“

„Dann tu das, wenn du dich damit besser fühlst.“ Das klang jetzt richtig beleidigt.

„Was ist?“

„Nichts.“ Er verschränkte die Arme vor der Brust und starrte in die Gegend, während er neben mir her ging.

„Doch, du hast was.“

„Ich muss nur daran denken, wie oft ich dir Recht gegeben habe und dich unterstützt habe. Ich habe mich bemüht, dir beizubringen, deine Gefühle und Aggressionen zu akzeptieren.“

„Das hast du aus einem meiner Psychologiebücher.“

„Ja, genau. Und ich dachte, das sei gut für dich.“
 „Jetzt bin ich nicht mehr sicher.“
 „Und jetzt?“
 „Werde ich ein neuer und besserer Mensch.“
 „Mach mal.“ Lustlos starrte er auf seine Stiefel.
 „Ist das nicht toll?“
 „Wir werden sehen.“
 „Weißt du, wenn ich am Samstag in den Wald gehe, und der Elf kommt nie wieder... kann ja sein, dass er genug von mir hat und mich nicht wiedersehen will. Selbst dann hat er mir schon geholfen. Ich denke jetzt anders über mich selbst und über die anderen.“
 „Wozu hab ich eigentlich all diese Psychologiebücher gelesen?“
 „Sei still, ich hab sie ja auch gelesen. Haben wir nicht schon oft festgestellt, dass

in Büchern Blödsinn steht? Spätestens dann, wenn sie sich gegenseitig widersprechen.“
 „Und in welchem Buch steht, dass du nur ein bisschen nett zu den anderen zu sein brauchst, und schon geht alles wie von selbst?“
 „Das steht nirgends, das probiere ich einfach aus.“
 „Mach mal. Wir werden ja sehen, was du davon hast.“
 „Schwarzseher!“ Und weg war er.

...Ende Teil 1/2; Fortsetzung folgt ...

Muna Germann
 Mitte Dreißig, Wissenschaftlerin, schreibt vor allem Fantasy-Romane, von denen neulich der erste herausgekommen ist: „Die Aschenpuhlerin“. Weiter sind fertig. Mehrere Anthologieveröffentlichungen.

Hexen in der Stadt

Ich war in Hamburg unterwegs und fuhr mit dem Bus durch die Stadt. Nach einer Weile blickte ich im Bus um mich und sah eine Frau mit runzligem Gesicht und einer Hakennase. Sie stützte sich auf einen blauen Schirm. Sie saß mir gegenüber, in der Sitzreihe auf der rechten Seite.
 Ich dachte so bei mir: Das ist bestimmt eine Hexe, eine moderne Hexe in der modernen Gesellschaft. Mir ging der Song „The witch“ der Rattles durch den Kopf und in Gedanken summt ich die Melodie vor mich hin. „Can't you see the witch, can't you see the witch, can't you see the witch by my side?“
 Nach einiger Zeit mußte ich aussteigen. An der Haltestelle bemerkte ich einen großen Mann mit einem ebenfalls blauen Schirm. Blitzartig ging mir durch den Sinn, daß es sich hier um einen Hexenmeister handeln mußte. Das konnte doch kein Zufall sein: erst die Frau mit einem blauen Schirm und dann dieser Mann!
 Nach einer Weile sprach ich ihn an und fragte ihn dieses und jenes, die Stadt betreffend. Dann fragte ich ihn nach der

Reeperbahn und er sagte mir, wie ich dorthin käme. Er nannte mir den richtigen Bus und als der kam, stieg ich ein, nachdem ich mich von ihm verabschiedet hatte.
 Als ich saß und der Bus anfuhr, blickte ich aus dem Fenster. Ich sah, wie auch der Mann zu einem Bus eilte, in den er dann einstieg. Die Tür schloß sich und dann entfernte sich auch mein Bus. Darauf achtend, ob ich noch andere Hexen und Hexenmeister mit andersfarbigen Schirmen sehen würde, fuhr ich zur Reeperbahn.

Karl Farr
 1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichten-sammlung „Die Sache mit dem Floß“, ein Beitrag in der Anthologie „Die Kriegsgeneration“ (Herausgeberin Betti Fichtl) in der Edition Wendepunkt (ISBN 3-935848-94-9, www.ew-buch.de).

Das Fest im Garten

Erika, meine ältere Cousine, schaut bei der Tür herein. „Ist noch ´ne Tasse Kaffee da?“ fragt sie – wartet nicht mein „ja“ ab und schenkt sich Kaffee ein. Sie reißt die Lade auf, nimmt sich einen reinen Kaffeelöffel und flugs ist sie wieder draußen bei den anderen im Garten. Das Fest steigt, „open end“ heißt es heute. Na ja, eine ganze Woche habe ich das Haus von oben bis unten gesäubert und geputzt, Türen gewaschen, einkaufen bin ich gegangen.

Neue Schallplatten habe ich gekauft, eine neue Grammophonadel. Viel Lärm um nichts?

Nein. Rike ist heute 47, ihr Sohn Stefan 25 und fünf Monate – also wenn das kein Grund ist zum Feiern, es ist der 24. August. Ein sehr heißer Sommertag. Vorbereitungen gab es mehr als genug. Wenn das unsere Mütter erlebt hätten... Viele Gäste sind gekommen. Richard, ein alter Kommilitone von Erika. und Mona, zwei Schwestern aus der Maturaklasse von Erika.

Dorisa ist zu meinem Erstaunen auch erschienen. Sie sieht etwas blaß und nervös aus. Sie raucht viel zu viel – macht sich zu viele Gedanken und glaubt, daß Erika, ihre Freundin, nicht ehrlich zu ihr ist. Na ja, ein schwieriges Persönchen. - Zwar tierliebend aber menschen-scheu.

Ich blicke durch das geöffnete Küchenfenster. Musik dringt an mein Ohr.: „Genug schon sein Migojim – lomir sein Chawerim.“ Eine meiner jiddischen Schallplatten. Ja, lange genug waren wir uns feindlich gesinnt – lasst uns endlich Freunde sein. Ich denke da an Ilse, sie hat meiner Einladung, an dem Gartenfest teilzunehmen, nicht Folge geleistet. Ich kenne auch den Grund, denn vor 2 Jahren

hat sie mir einen sonderbaren Vorschlag gemacht – ihrem Wunsch bin ich nicht nachgekommen und seitdem ist sie eingeschnappt. Na ja, ich bin besorgt um uns beide, denn ich möchte nicht, daß diese unsere „20-jährige Freundschaft“ auf so wackeligen Füßen steht.

Ich werde aus meinen Gedanken gerissen. Stefan, mein Neffe, stürmt in die Wohnküche und fragt verwundert: „Warum kommst du nicht hinaus in den Garten?“ Er gibt mir einen dicken Kuß auf den Mund, umarmt mich leidenschaftlich, daß mir fast die Luft wegbleibt.

„Mein guter Junge, ich bin gleich wieder bei euch draußen“, sage ich.

„Beeile Dich, Tantchen.“ „Ja, ja.“ Mit einem belegten Brot saust er wieder von dannen. ‚Temperamentvoll wie sein Vater‘ überlege ich mir. ‚Horst muß jetzt in dem Alter wie mein Halbbruder sein. Ich mache mich ein wenig frisch und gehe nach draußen.‘ Günther kommt mir entgegen. und fragt höflich: „Elfriede, darf ich um den nächsten Tanz bitten?“ „Du darfst, aber gerne“, antworte ich vergnügt. Griechische Sirtakimusk. Wir tanzen und tanzen. Alle anwesenden Gäste sind auf uns aufmerksam geworden. Wir sind ausgelassen. Denn Feste soll man feiern wie sie fallen.

Elfriede Camilla Herold

in Wien/ Österreich geboren, arbeitet als Damenschneiderin. Seit 1984 schreibt sie Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik, experimentelle Prosa, Schmunzelgeschichten, Satiren u.v.m. Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften und Internetforen im In- u. Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.

Spaziergang mit dem Vater

Gernot Apfelsang spaziert mit seinem achtjährigen Sohn Albert durch den Wiener Wald. Albert denkt an die Mama, die zu Hause geblieben ist. - Denn Liesbeth Windpapierl, ihre Mutter, hat sie plötzlich mit ihrem Besuch beehrt.

Gernot hebt Albert auf seine Schultern und trägt ihn eine Wegstrecke so dahin. Albert ist guter Stimmung und summt ein Lied. Dann flüstert er seinem Vater etwas ins Ohr. Gernot Apfelsang schüttelt verständnislos den Kopf und sagt: „Albert, sprich lauter, niemand außer mir kann dich hören.“ Dieser meint schelmisch: „Siehst du die zwei Elstern, die auf zwei verschiedenen Ästen sitzen?“ Er deutet mit seinem Kopf nach rechts auf eine hohe Buche. Der Vater folgt seinem Blick und antwortet: „Das sind keine Elstern, das sind Raben, Junge. Vielleicht gehören die beiden zusammen. Es werden Geschwister sein.“

Albert erwidert: „Das sollen Geschwister sein? Keiner rückt näher zum Anderen. Sieh, da lassen sich zwei weitere Elstern nieder. Sie setzen sich aber nur zu der einen Elster. Das verstehe ich nicht.“

Gernot's Antwort klingt etwas verärgert: „Es sind Raben. Die Ersteren sind wahrscheinlich Vater und Sohn. Die neu dazu Gekommenen sind Weibchen.“

Der Vater läßt seinen Sohn wieder herunter von seiner Schulter, sie haben eine Bank entdeckt und lassen sich darauf nieder. Albert nimmt Vaters Hand, dann spricht er kaum hörbar in Gernots Ohr.

Dieser nickt und versetzt: „Warum so leise, mein Junge? Ja, du hast recht, es könnten auch zwei Männchen sein, die dazu geflogen sind. Willst du diesen vier Namen geben? Ich werde die zwei Neuen Friederun und Herta benennen. So hießen zwei meiner unverheirateten Schwestern, die ich schon lange nicht mehr besucht habe.“

Albert: „Ja, ich weiß, deine Schwestern sind recht dämlich und langweilig. Ihre Namen gefallen mir schon gar nicht. Also,

meinetwegen sollen diese beiden Elsternweibchen Friederun und Herta heißen. Aber diese beiden verhalten sich ganz anders. Sie setzen sich jetzt ganz nahe zusammen und beturten sich. Jetzt pickt die Friederun nach der Herta. Die beiden anderen nenne ich Reinhard und Ulrike. Kennst du eine Ulrike aus deinem Bekanntenkreis?“

Gernot antwortet: „Bei den Musen Kalliope und Erato, ich weiß von keiner Ulrike.“

Albert: „Was sind das für komische Namen Kal. Und Er...?“

Gernot: „Sei nicht albern, das sind griechische Musen. Kalliope und Erato. Das wirst du schon noch später in der Schule lernen.“

Albert: „Aber daß ich mir sie merken kann, das kann ich mir nicht vorstellen. Wenn es die einzigen Namen sind, die ich mir merken muß.“

Gernot erhebt sich von der Bank und streicht Albert geduldig über den Kopf: und sagt: „Komm, es dunkelt bereits, ich trage dich wieder auf meinen Schultern, wenn du willst. Es gibt noch mehr griechische Musen, aber... Mama wird schon auf uns warten, lass´ diese Raben nur hinterrücks über uns schwätzen.“

Albert: „Ja, bitte trag mich wieder auf deinen Schultern. Diese Elstern sind für mich unschöne Tiere, aber sie gefallen mir immer noch besser als deine dummen Schwestern.“

Gernot lächelt dünn, nimmt seinen Sohn auf seine Schultern. Albert würdigt die „Raben“ keinen Blicks. Gernot Apfelsang schreitet mit Sohn Albert in Richtung Haus.

Thilo Bachmann

von beruf gelernter gärtner, schreibt gerne kurzprosa, kurzkrimis, schmunzelgeschichten, lyrik, weihnachtsgeschichten, satiren, essays. in mehreren anthologien und zeitschriftenverlagen im in- und ausland veröffentlicht. hobby-pianist.

*Steckenpferde sind fremdsprachen,
literatur, musik, geschichte. Lieblings-
autoren: dostojewsky, knut hamsun, gustav
freytag. Bevorzugte komponisten: bach,*

*beethoven, mozart, auch countrymusik,
soul, blues.*

Michel Foucault schlägt auf eine Hostie ein während drei brennende Kamele vor dem Fenster ihn relativ unbeteiligt dabei beobachten

Manchmal hätte ich gern eine Beziehung
wie in den Romanen von Max Frisch;
so ein richtiges Mann-Frau-Ding
mit Ehe und Affären und abgefangenen Telegrammen
und der radikalen Infragestellung der subjektiven Identität des Menschen
inklusive des existenziellen Starrens an wohleingerichtete Wände
und spontanen Fluchten nach Italien, wenn sich das alles kombiniert.
und die Aschenbecher wären immer voll
und niemand würde so viel Whisky trinken
und alle würden wissen wie.

Alle wären so irgendwie erwachsen und irgendwo
zwischen lebensmüde und erfolgreich,
die Kinder wären da, aber Randfiguren
wenn das Thema nicht gerade Inzest ist
(wieder ein Hotel in das keine mehr rein dürfen,
lese ich in der Zeitung – in dem würde ich dann
beischlafen, definitiv, wenn auch dezent, oder
wie immer man sich das vorstellen muss,
wenn sich alle wieder „umarmen“)
und ich säße verquält in Wohnzimmern Ateliers Automobilen
in Hemd und Cord und Krawatte
und der Aschenbecher wäre voll
und der Whiskykonsum bedenklich
für Humphrey-Bogart-lose Zeiten
und ich würde wissen wie.

Die Sprache, die mein Leben beschriebe,
wäre voller skurril-verschrobener Idiosynkrasien,
ich würde viele Dinge tun oder auch nicht tun
infolge

und jeder wäre irgendwo zwischen Respekt für den anderen
und dem Wunsch zu morden
und hinter dem Allem würde
als metaphysisches Prinzip
Ingeborg Bachmann
mit einer Oboe in der Vagina
in eines von Georg Trakls Nasenlöchern fallen.

Ja, das wär schon was. Nicht, dass das Alles
jetzt unmöglich ist. Vieles davon bekomme ich schon
ausgesprochen gut hin. Zum Beispiel das existenzielle Starren
an nicht ganz so wohleingerichtete Wände. Oder die Aschenbecher.
Oder den Cord. Oder den Wunsch zu morden.

Anderes dagegen ist – man muss es sagen – noch sehr
verbesserungswürdig. Zum Beispiel egal wie
viele Telegramme ich schreibe, keines scheint von irgendwem
abgefangen zu werden. Auch die Ufer diverser Badeseen
haben offensichtlich sehr verloren seit den Fünfzigern.
„Wie“ wusste ich überhaupt noch nie. Und nicht mal
Ingeborg Bachmann
mit einer Oboe in der Vagina
würde heute noch als metaphysisches Prinzip durchgehen.
Außerdem: Wie sehr ich meine spontanen Fluchten nach Italien auch plane,
sie scheinen immer irgendwie in der Salzburger Altstadt zu enden,
wo dann wieder sämtliche Fiaker, die normalerweise vor dem Brunnen
Richtung Domplatz stehen, wegen des beschissenen Weihnachtsmarktes
vorm Café Tomaselli aufgereiht sind.

Was schlecht ist.

a. weil die Hölle immer dort ist, wo man vor den Fiaker gespannt ist und
b. weil, gerade als ich daran vorbeigeradelt bin, ein Mann in orangefarbener
Gemeindearbeiteruniform auf die umstehenden Fiakerkutscher
(unsterblicher, schlapphütiger, ewig triumphierender Granit)
zugelaufen ist und mit deutschem Akzent geschrien hat:
„Eigentlich ist das ein Kündigungsgrund!“

Worauf einer der Kutscher zurückgeplärrt hat:

„Is eh wurscht, wennst keinen Job mehr hast,
verdienst eh zuviel!“

Während die Pferde, bedeckt von einer hauchzarten Goretex-Matte und
einer handflächendicken Schneeschicht wie die perfekte hegelsche Synthese
- Aus Sinnlosigkeit und Geduld zu ewigem Leiden –
Wolken in den grauen, plötzlich viel zu realen Asphalt geatmet haben.

Beim Heimfahren überleg ich dann immer die ganze Zeit,
was mir so was jetzt wieder sagen will.
Nichts wahrscheinlich.

Also hab ich die Häuser gezählt,

die KEINE Weihnachtsbeleuchtung
an Fenstern oder Balkon haben.
Es waren mehr als fünf,
also war mein Tag nicht völlig im Arsch.

*Johannes Witek, geboren 1981, lebt und studiert in Salzburg.
Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien*

Joachim hat schon wieder einen anonymen Drohbrief erhalten

Joachim hat schon wieder einen anonymen Drohbrief erhalten und der schlägt jetzt aber wirklich dem Fass den Boden aus. Schon ein Dutzend an der Zahl oder mehr sogar – in dieser Angelegenheit fällt ihm das Zählen schwer – und der unbekannte Verfasser steigert sich von Mal zu Mal.

Anfangs waren die Briefe noch schlicht und einfach, eben so wie ein Schreiben dieser Art auszusehen hat, - die ausgeschnittenen Buchstaben, in den dezenten Farben einer Tageszeitung gehalten, aus der sie stammten, und in kurzer, sachlicher Art als persönliche Verunglimpfung an ihn gerichtet, das war's. Mittlerweile flattern die Botschaften fast täglich ins Haus und halten nun Morddrohungen mit handgemalten blutrünstigen Bildern für ihn bereit und ein Ende dieses Terrors ist nicht abzusehen. Und das Allerschlimmste daran ist, die Zeichnungen gleichen ihm aufs Haar.

Erneut hält er eines dieser „Meisterwerke“ in der Hand und als freundliche Beigabe im Briefumschlag mitgesandt - eine Handvoll tote Mücken und viel Sand.

Mit seinen gesammelten Beweisen unterm Arm geht er jetzt zur Polizei. Die Anzeige hat er schon fertig geschrieben, griffbereit, und recherchiert hat er auch, die Briefe fein säuberlich in Klarsichthüllen verstaut. Nicht dass er sich fürchtet, aber dem anonymen Verfasser will er ein für alle Mal einen Denkkettel verpassen und diesen auf keinen Fall ungeschoren davonkommen lassen. Er hat auch einen

ganz bestimmten Verdacht und die Namen der Übeltäter bereits zu Papier gebracht. Äußerlich gleicht er vielleicht einem Grashüpfer – wie in den Briefen dargestellt, aber sein stolzes Inneres verlangt trotzdem nach Satisfaktion. In seinem männlichen Stolz verletzt schreit sein Herz förmlich nach Rache, schließlich hat die brutale Bande ihn als Grasmücke, als Strichmännchen und erhängt am Galgen dargestellt.

Bei den von ihm Verdächtigten schlich er bei Nacht ums Haus, durchsuchte gewissenhaft deren Mülltonnen nach verräterischen Zeitungsresten und nahm jede Spur auf. Sogar weggeworfene handschriftliche Hausaufgaben fischte er zusammen mit Hundekot aus den Eimern heraus, machte sie sich zu eigen und wertete sie aus. Er bearbeitete die „Schriftproben“ sogar mit dem Bügeleisen und schweißte sie in Folie ein. Sie sollten den Beweis erbringen, wer der Urheber war. Denn stets kamen die Kuverts handgeschrieben an ihn gerichtet ins Haus. So weit war alles fertiggestellt und jetzt befand er sich voll Tatendrang auf der Polizeidienststelle und strebte die Strafanzeige an. Doch weit gefehlt. Die zuständigen Polizisten äußerten ihre Missbilligung ihm gegenüber, dass er nicht Mann genug war, mit so ein paar harmlosen Damen fertig zu werden – vorausgesetzt, dass diese auch wirklich die Täter waren. Der Staatsanwalt tat die ganze Sache als lächerlichen Kinderkram ab und

schlug sie nieder – nein er schmetterte sie ab.

Nun ist Joachim noch echauffierter als er bereits war.

Und er wird wohl auch weiterhin mit Briefen bombardiert werden, von diesen ominösen Damen, die nicht nur ihm,

*Susanne Ulrike Maria Albrecht
geboren 1967 in Zweibrücken, absolvierte
eine Ausbildung zur Schauwerbegestalterin
und eine private Schauspielausbildung.*

sondern auch dem Ansehen der ganzen Stadt schaden. Sie haben alles fest im Griff und bringen alle außer Atem, dabei sind diese Damen Mädchen von gerade mal neun Jahren.

*Von ihr erschien bereits der Band
„Umkehr ausgeschlossen“ sowie einige
weitere Werke in Anthologien.*

Lyrik

accidentia

Gedanken springen
auf die Unruhe der
Lichtreflexe fallen wie strahlende
Sterne auf spiegelnde Oberfläche
in das Auge ein
suchen sich den Weg in die
Tiefe zerren sie alles Reale
ist verborgen dem
Augenblick liegt Wahrheit
entblößt auf weiser
Wirksamkeit macht
betroffen zieht sich der Ekel
zurück bleiben nur
zufällige Ereignisse

Georg Walz

Böblingen

Hörst Du es?
Nachts wird die Stille
auf den Straßen überfahren
und tags darauf
kreischen heisere Tauben
zwischen Einflugschneisen
und marmornen Zebrastreifen
den Seelenleichen zu:
Gugedigu –
... Blut ist im Schuh.

*David Sailer, geboren 1972 in Leonberg.
Schreibt seit früher Jugend an Lyrik, die
sich inhaltlich vor allem mit Natur, Mystik
sowie gesellschaftskritischen Themen
auseinandersetzt.*

Bewerbung

Das Schreiben. Lange bedacht.
Mit Bedacht formuliert.
Dann warten. Eins, zwei, drei,
vier lange Monate warten.

Sehnsüchte wachsen.
Tagträume
von einem kollegialen Team,
von einer motivierenden Chefetage
begleiten mich im ungeliebten JETZT.

Hoffnungen strecken die Knospen in den
Wind, keimen auf, beginnen zu gedeihen.
Im neuen Betrieb löst
meine Kreativität die ersten Aufgaben.
Erwartungen. Seifenblasen. Immer bunter.
Schillernd, Verlockend.

Mein ICH
hat dem JETZT gekündigt.
Alles andere wird blass.

Dann die Antwort.
Seifenblase geplatzt.
Stelle vergeben. Wieder
im Alltagsgrau. Schlamm
und Brösel. Versumpfte Hoffnungen,
zerknirshtes ICH.

Nach einer Atempause:
Mein ICH verlangt neue Farbtupfer.
Weitere Bewerbungen – kurzfristig oder
langfristig. Egal. Hauptsache Hoffnung.
Hauptsache, die Seifenblase
wird zur echten Farbe. Am besten
zur lichtechten.

Neues Ziel

Zutiefst enttäuscht
kratzt dein ICH
den störenden
Sand aus dem Getriebe

bis der Motor
wieder rund läuft
für ein neues Ziel.

Begrab deine Wut.
Ich wünsch dir eine gute Reise.

*mary west
geboren 1953, in der Altenpflege tätig,
schreibt seit 2002 und wurde schon
vielfach veröffentlicht*

Feuer

Ein Tropfen fällt - zerplatzt
ergießt was lang er hat zusammengekratzt
fließt herab den Hals vehement
bahnt sich den Weg ungehemmt
löscht dort in aufgewühlt heißen Regionen
lodernde im fiebrigen Herz geborene Illusionen

Friedrich Müller

*geboren 1961 in Rumänien, studierte in Karlsruhe Informatik,
lebt zur Zeit in Rastatt, schreibt Gedichte und Kurzgeschichten*

S e h hilfe

„Das Glück reist als fragiles Gut
Purzelt euphorisch aus dem Hut
Springt unverhofft aus wirrem Lachen
Möcht sich alsbald auf Reisen machen

Wandert laut und leise durch den Bauch
Halb Schmunzeln und halb Schallen auch
Kommt plötzlich, fast von Ungefähr
Wiegt Seelennöte nicht so schwer

Lächeln agiert als Herzensgruß
Ein Kann, ein Darf. Kein barsches Muß
Es schneit schräg in den Augenblick
Tönt über manches Mißgeschick

Das Glück bleibt ein fragiles Gut
Als Kontrapunkt zum Übermut
Wer lachen kann, kann auch bedauern
Wer Glück zuläßt, ahnt leeres Trauern“

*geschrieben
Januar 2008*

Essen/ Ruhr

*Arno
Peters*

Rezension: „Leuchtende Sterne“ von Gerd Egelhof

Der Untertitel dieses Buchs verspricht „lyrische Texte über prominente Menschen“. Ausgewählt hat Gerd Egelhof 96 Prominente aus der deutschen und internationalen Film-, Fernseh- und Musikgeschichte, aber auch aus den Bereichen Sport und Journalismus.

Dieses Buch bietet eine wohltuende Oase in einer Welt, wo man über Stars am liebsten bösartigen Klatsch druckt wird. Egelhof hat nach denen geforscht, die das Leben vor dem Fernsehbildschirm glanzvoll und besser machen, die Talkshows fair und intelligent leiten, zum Nachdenken anregen, provozieren und trösten. Er hat die Sternstunden seiner Helden gesammelt, um sie in Bestform zu porträtieren. Der Leser kann so in angenehmen eigenen Erinnerungen schwelgen und Neues erfahren, sein Bild vervollständigen. Mancher Text gerät auch zum Ratespiel, da der Name des beschriebenen Stars erst spät oder gar nicht (ganz) genannt wird.

Alles in allem bereitet dieses Buch einen angenehmen und außergewöhnlichen Lesegenuss, der dem Leser angenehme Erinnerungen und Stimmungen schenkt. Hierzu trägt auch Egelhofs liebevolle, vielfältige und dynamische Sicht auf die Stars bei.

Gerd Egelhof, geboren 1970 in Schorndorf (Rems-Murr-Kreis), lebt und arbeitet als freier Autor in Waiblingen bei Stuttgart. Er schreibt Gedichte, Kurzprosa und Sachbücher. 1999 wurde er bei einem stipendienartigen Workshop in Rolfshagen (Weserbergland) unter 200 Einsendungen aus drei Ländern entdeckt. 2000 bekam er beim Lyrikwettbewerb des Landes Baden-Württemberg einen Preis. „Leuchtende Sterne“ ist sein fünfter Lyrikband.

Books on Demand GmbH Norderstedt,
2007

Taschenbuch, 214 Seiten
ISBN 9783833470752

Rezensiert von Andrea Herrmann

Wettbewerbe

Datum	31.07.2008	01.08.2008	01.08.2008
Name	Heinrich-Vetter-Literaturpreis	Literaturwettbewerb Stadtinszenierung Esslingen	9. Harder Literaturwettbewerb
Genre	Prosa (veröff.)	Prosa, Song, Gedicht, Dramolette(unveröff.)	Kurzgeschichten (unveröffentlicht)
Thema	Danach	Esslingen oder das städtische Leben	Der Adler ist gelandet. 2009 jährt sich die erste Mondlandung zum 40. Mal. Neill Armstrong: „Houston, Tranquility Base here. The Eagle has landed!“
Umfang	max. 3 Seiten	nur ein Beitrag pro Teilnehmer/in, max. 2 Seiten	Max. 10 Seiten, nur 1 Beitrag pro Autor/in
Form	4fache Ausfertigung; jedes Blatt mit Kennwort; Name, Anschrift, Kurzvita in verschlossenem Umschlag, auf dem das Kennwort steht (nicht der Name)	12 Punkt Schrift; mit der Einreichung wird anerkannt, dass die Texte zur Vertonung und Aufführung freigegeben werden; nur als E-Mail mit Word-Datei-Anhang	Maschinegeschrieben, deutschsprachig, 5fache Ausfertigung, Schriftgröße 12 Punkt, 33 Zeilen pro Seite
Preis	1.) 1000€ 2.) 500€ 3.) 250€ Verleihung am 28.09.08 in der Mannheimer Kunsthalle	vertonte Aufführung an 12 Plätzen in Esslingen; je 300€ für 12 Texte; Anthologieveröffentlichung	1.) 5.000€+ zwei Förderpreise von je 1.000,- € Veröffentlichung der besten Texte ohne Honorar
Teilnehmer			
Veranstalter	Literarisches Zentrum Rhein-Neckar e.V. „Die Räuber '77“	Esslinger Kulturreferat und Württembergische Landesbühne	Marktgemeinde Hard
Einsenden an	Literarisches Zentrum, Rhein-Neckar e.V. „Die Räuber '77“, Kulturzentrum Alte Feuerwache, Brückenstraße 2-4, D-68167 Mannheim	stadtinszenierungat esslingen.de	Marktgemeindevamt Hard, 9. Harder Literaturwettbewerb, Marktstraße 18, A-6971 Hard
Nähere Informationen	http://raeuber77.de/literaturpreis_2008.html	http://www.esslingen.de/servlet/PB/show/1261510/literaturwettbewerb_stadtinszenierung.PDF	http://www.hard.at

Datum	15.08.2008	31.08.2008	31.08.2008
Name	Holzhäuser Heckethaler 2008	Papierfresserchen- Wettbewerb	Taucha- Literaturwettbewerb
Genre	Prosatext	Beliebig, aber für Kinder geeignet; unveröffentlicht	Kurzgeschichte oder Gedicht (unveröff.)
Thema	Atemlos	Weihnachten, Advent	In alten Schlössern spuken die Geister am liebsten...
Umfang	bis zu drei Prosatexte je max. 5 Seiten in 7facher Ausfertigung	max. 7500 Zeichen, 1 Beitrag pro Autor/in	nur ein Beitrag pro Teilnehmer/in; Kurzgeschichte max. 800 Wörter, Gedicht max. 1 Seite DIN A4
Form	Deutschsprachig, anonym, mit Kennwort auf Textseiten, persönliche Angaben in verschlossenem Umschlag, der dieses Kennwort trägt	Deutschsprachig, mit Autorenportrait	schriftlich: 1. Zeile: Titel 2. Zeile: Vorname, Name, Alter 3. Zeile: Adresse 4. Zeile: Telefon und/oder E-Mail Adresse; Zusätzlich Einreichung auf CD möglich
Preis	1.) 500€ 2.) 300€ 3.) 200€ Verleihung am 25.10.2008 in Immenhausen- Holzhausen; Anthologie- veröffentlichung		ein Pokal, Veröffent- lichung im Delitzscher Jahrbuch, evtl. ein Buch- oder Geldpreis
Teilnehmer	14-30 Jahre	Erwachsene Nachwuchsautoren, ab 16 Jahren, die bisher nicht/ kaum veröffentlicht haben	
Veranstalter	Stadtparkasse Greibenstein	Redaktions- und Literaturbüro Martina Meier, Tel. +49- (0)179-2071404	Stadt Taucha
Einsenden an	Glasmuseum, Frau Monika Rudolph, Am Bahnhof 3, D-34376 Immenhausen, Kennwort „Holz- häuser Heckethaler“	Infoatpapierfresserchen .de, Redaktions- und Literaturbüro Martina Meier, Kirchstr. 5, D-88131 Bodolz	Stadtverwaltung Taucha, Frau Elke Müller, Stichwort: Literaturwettbewerb 2008, Schloßstraße 13 D-04425 Taucha
Nähere Informationen		www.papierfresserchen.de s-mtm-verlag.de	http://www.kukuta.de/taucha/litwet_2006.php

Datum	01.09.2008	15.09.2008	30.09.2008
Name	C.S.Lewis-Preis	Leonce-und-Lena-Preis & Wolfgang-Weyrauch-Förderpreise	Frau Ava-Literaturpreis
Genre	Romanprojekt (unveröffentlicht), das ein halbes Jahr nach Preisverleihung fertig sein kann	Gedichte (unveröff.)	Innovative Prosa (unveröff.)
Thema	Christlicher Glaube; Auseinandersetzung mit Wert, Sinn und Orientierung heute	frei	Spannungsfeld von Spiritualität, Religion und Politik
Umfang	Nur ein Beitrag pro Autor/in	bis zu 12 Gedichte, dreifache Ausfertigung	Max. 40.000 Zeichen; abgeschlossene Kurzform oder Teil eines größeren Werks
Form	Einsenden: Exposé des Romans, Leseprobe (10-20 Seiten), Autorenvita; Beurteilungskriterien: literarische Qualität, Reflektionsniveau	einschließlich kurze Bio- und Bibliographie	6-fach; mit Kennwort und Zeichenanzahl; Name, Adresse, Bio/Bibliographie in verschlossenem Umschlag mit Kennwort
Preis		Je 8000€ für jeden der beiden Preise	Preis-Verleihung am 22.04.2009 in Klein-Wien; Statuette „Frau Ava“ des Bildhauers Leo Pfisterer; eine Lesereise und eine Öffentlichkeitskampagne
Teilnehmer		deutschsprachige Autor/innen, nicht vor 1973 geboren	deutsch schreibende Autorinnen (keine Männer) mit mind. einem Lyrik- oder Prosaband; kein Selbst-/ Eigenverlag
Veranstalter	Brendow Verlag		
Einsenden an	Joh. Brendow & Sohn Verlag GmbH, C.S. Lewis-Preis, Postfach 10 12 80, D-47402 Moers	Lektorat des Literarischen März beim Kulturamt, Frankfurter Straße 71, D-64293 Darmstadt	Frau Ava Gesellschaft für Literatur, Hellerhof, A-3511 Paudorf / Göttweig
Nähere Informationen	cslewis-preisatbrendow.de http://www.cslewis-preis.de/ Tel. +49-(0)28 41-809-202, Fax -210	http://www.literarischer-maerz.de/wettbewerb.php Tel. +49-(0)6151-1333 37	www.frauavapreis.at

Datum	09.11.2008	30.11.2008	15.12.2008
Name	Jahrgang 89 - Dramenwettbewerb der Kulturinsel Halle	Dulzinea- Literaturpreise	Veilchen- Schreibwettbewerb
Genre	Theaterstück	Gedicht, Haiku, Senryû	Kurzprosa und Lyrik
Thema	DDR VOR der Maueröffnung	kritische Lyrik	Brücken
Umfang			Pro Beitrag max. 4 Seiten; bis 4 Beiträge pro Teilnehmer/in
Form	mit Kurzbiographie und Anschrift	per Post oder E-Mail; Anhänge als Word- RTF- oder Textdatei; Anschrift, Kurzvita (Geburtsjahr, Wohn- ort, Tätigkeit, Web- seite) und E-Mail; Autor stimmt durch Einsendung einer Veröffentlichung zu, behält ansonsten alle Rechte; bitte angeben, ob Texte auch für spätere Ausschrei- bungen berücksichtigt werden dürfen	Als E-Mail (auch Attachment), am besten als txt oder rtf, aber auch per Post
Preis	500€Honorar für ein Kurzstück, 1500€für ein abendfüllendes Stück	1000€für Lyrik, 250€ Haiku-u.-Senryû Preis für je einen der Texte, die in der Dulzinea 13 veröffentlicht werden	1.-3.) Preis: Je ein Jahresabo des Veilchens und ein Buch
Teilnehmer	junge Dramatiker/ innen, welche die DDR nicht aus eigenem Erleben kennen, d.h. 1984 oder später geboren		Gerne unbekannte Schreibende jeden Alters
Veranstalter	Kulturinsel Halle	Literaturzeitschrift Dulzinea	Literaturzeitschrift Veilchen
Einsenden an	Kulturinsel Halle - neues theater, Stichwort: Jahrgang 89, Große Ulrichstraße 50-51, D-06108 Halle	Dulzinea - Zeitschrift, Postfach 1927, D-36009 Fulda; redaktion atdulzinea.de	veilchenatgeschichten -manufaktur.de per Post: Veilchen, c/o A. Herrmann, Hasenstr. 5, D-67659 Kaiserslautern
Nähere Informationen	http://www.kulturinsel-halle.de/ Tel.: +49-(0)345/ 2050-0, Fax: -115	www.dulzinea.de	